

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 258.

Freitag, 3. November.

1916.

(14. Fortsetzung.)

Wenn die Blätter fallen.

Roman von Hans von Helgarb.

(Nachdruck verboten.)

Erschauend in Seligkeit überläßt die Gräfin sich willenlos seinen leidenschaftlichen Liebkosungen.

Die reife Stille vollbewußter Leidenschaft liegt in der heißen Umarmung, Küsse, rot wie Blut und heiß wie Flammen, lodern über sie hin, und süß und selig liegt die warme Lust in ihren Gliedern.

Sie sind der Welt entrückt, sind frei von Zeit und Stunde. Ein lautes Beitschenknen schreckt sie empor, wie aus tiefem, seligem Traum erwachend, schauen sie einander an. Die Wirklichkeit tritt in ihre Rechte und mit einem schweren, langsamen Nöcheln löst sich die Gräfin aus der Umarmung des Geliebten.

Weich, aber bestimmt wehrt sie seinen sie umschlingenden Arm ab und ihre Stimme bittet: „Nicht vor den Menschen, bitte nicht.“

Er fügt sich dem Wunsche der geliebten Frau, aber heiß pocht jeder Nerv in flammender Liebe und voll Begehren.

Allein dann, in dem stillen Honoratiorenstübchen des Gasthauses zu Greylingen, da flutet seine Liebe wieder über sie hin, in tausend zärtlichen Worten, in stürmischen Liebkosungen, und, wunschlos glücklich, ganz dem Zauber der Stunde hingegeben, lehnt sie in seinem Arm, an seinem Herzen, und auch sie findet Worte heißer Liebe, tiefen Glücks.

Dann aber bittet sie leise: „Quäl mich nicht, Lieb, daß ich schon heute dir den Tag bestimmen soll, da ich dein Weib werde. — Laß mir Zeit. — Sieh, ich habe dich heute lieb wie vor achtzehn Jahren. — Was du einst unter Blüten gewonnen, mein Herz und meine Liebe, das hat dir gehört und wird dein bleiben immer, in alle Ewigkeit. Aber es ist etwas anderes, ob ein junges Mädchen, das Herz voll seligen Glücks und leuchtender Hoffnungen, sich dem Geliebten für immer gelobt, als wenn eine reife Frau den ersten Schritt zum zweiten Male tut, eine Frau, die das Leben kennt, die sich nicht mehr alleine gehört, die nicht nur Weib sein darf, die Pflichten hat, heilige Pflichten als Mutter. — Laß mir Zeit, nur vierundzwanzig Stunden. — Schon lange planen wir den Ausflug nach Schillingsfürst, unternimm ihn morgen ohne mich. Ich muß alleine mit mir zu Rake gehen, nicht der Zauber deiner Gegenwart darf meinen Entschluß beeinflussen.“

Schweren Herzens verspricht der Maler die Erfüllung der harten Forderung, aber als sie Abschied nehmen in dem schmalen Korridor, an dessen verschiedenen Enden ihre Zimmer liegen, da zieht er sie noch einmal in seine Arme, und heiß flüstern seine zuckenden Lippen: „Achtzehn Jahre habe ich dich entbehren müssen, achtzehn Jahre auf dich gehofft, dich ersehnt und nun scheint es mir unmöglich, nur vierundzwanzig Stunden von dir ferne zu sein“, und warm und herzlich, als gäbe der stolze Mann sich ihr ganz mit diesem Kusse, preßt er seine Lippen noch einmal abschiednehmend auf ihren weichen Mund. —

Müde und dennoch in nervöser Erregung seine

Schritte beschleunigend, kehrt Werner Olden von seinem Ausfluge nach Schillingsfürst in das Hotel zurück.

Goffen und Sehnen, Zweifel und Furchten ließen ihn den Schlaf nicht finden.

Zimmer wieder durchlebte er noch einmal jene Stunden auf dem alten Friedhof, all die heiße Seligkeit, da dem Sehnen von achtzehn langen Jahren endlich Erfüllung ward, all die Enttäuschung, als das geliebte Weib sich ihm nicht bedingungslos zu eigen gab.

Er hat nichts gehabt von seinem Ausflug, blind und uninteressiert ist er den ganzen Tag gewesen, mit erleichtertem Aufatmen hat er das erste purpurne Rot auf dunklen Abendwolken begrüßt.

Ein Zittern überkommt ihn, je näher er dem Ziele zustrebt, es ist ihm fast, als ginge ein stilles Zittern auch über die Erde, die Sehnsucht macht so bange.

Als er am Eingang des Hotels steht, da überkommt es ihn plötzlich wie ein Schwindel, ein jähes Angstgefühl krampft ihm das Herz zusammen, er lehnt sich einen Augenblick, wie Halt suchend, gegen die Türe, und hier empfängt er mit einem Nöcheln das wie eingefroren auf seinen harten, bleichen Jügen liegt, den Brief, den der Oberkellner für ihn aufbewahrte.

Mechanisch durchschreitet er die breite, mit Gästen besetzte Diele, keinen Blick wirft er auf das leichte Kuvert, das doch mit bleierner Schwere in seiner Hand zu liegen scheint.

Er weiß ja so genau, wer diese Zeilen geschrieben, er kennt die großen Schriftzüge, das feine Reinenpapier mit der Grafenkrone, und er kennt den feinen, weichen, entnerbenden Duft, der all ihren Sachen entströmt.

Lange hält er den Brief uneröffnet in der Hand, soll er ihn überhaupt noch lesen? — Er weiß ja so genau, was diese Zeilen ihm bringen, weiß, daß sein Glück ihm zum zweiten Male und nun für immer entschwinden ist.

Dann aber überkommt ihn ein vages Goffen, vielleicht, daß er dennoch eines Glückes Rest darin findet.

Mit fieberndem Blick und zuckender Hand durchliest er die langen Seiten, die die Beichte sind einer unglücklichen, irreführten Frauenseele.

„Mein lieber Werner! Wenn dieser Brief in Deine Hände gelangt, dann bin ich schon weit von Rothenburg entfernt. — Kaum kann ich es erwarten, Meilen und Meilen zwischen uns zu legen — ich fliehe vor Dir in bitterer Herzensnot und weiß dennoch, daß ich niemals meiner heißen Liebe, dem verzweifeltsten Sehnen meines Herzens entfliehen kann.“

Doch muß es sein, denn ich kann, ich darf Dein Weib nicht werden.

Stände ich Dir aber gegenüber, blühten Deine geliebten dunklen Augen mich zärtlich an, dann fände ich nicht den Mut, nicht die Kraft, von Dir zu gehen, für immer auf das so lange ersehnte Glück zu verzichten.

Schlaflöse Nächte, in denen die Gedanken wandernden, hoffnungslos, liegen hinter mir.

Seit ich Dich wieder gesehen, seit ich in jedem Wort und Blick von Dir gefühlt, daß Deine Gefühle unverändert, daß Du mich liebst wie ich Dich, heute wie vor achtzehn Jahre — seitdem ist die große Herzensnot in mir, die Angst vor mir selbst. Ich darf Dein Weib nicht werden, denn die Schuld steht zwischen uns.

In großen Umrissen sprach ich Dir von meinem Leben, von meinem Dasein in Reichtum und Luxus und in tiefster Herzens einsamkeit.

Oft, sehr oft trat die Frage einer zweiten Heirat an mich heran, doch niemals kam mir der Gedanke, zum zweiten Male mich binden, mein Leben wieder an einen Mann zu fetten.

Meine Liebe war tot, mein Herz sprach für niemand.

Aber ich war jung, und heiß und unverbraucht pulsierte die Lebenskraft in meinen Adern.

Im heißen Sinnenrausche hat manch Männerarm mich umschlungen, manch zuckender Mund heiß auf dem meinen geruht.

Ich machte mir kein Gewissen daraus; war ich nicht frei, wer wollte mich verdammen?

„Am wenigsten sollen die richten, die keine Leidenschaft kennen“, sagte ich mir und folgte willig dem Sehnen meines heißen Blutes.

Vielleicht tangen Menschen, die welken fern aufgewachsen, auch schlecht in die Welt, vielleicht sind sie zu haltlos in einem Boden, in den sie verpflanzt, nachdem sie nicht mehr jung genug, um aufs neue feste Wurzeln zu fassen. Wollte mich manchmal Reue ergreifen, dann schaute ich um mich, und überall traf ich auf skrupelloses Genießen des Lebens.

Da waren Frauen, die ihre Lippen, die noch feucht von den Küssen des Liebhabers, unschuldig lächelnd dem Gatten boten, dem Gatten, der so fest an die Treue seiner Frau glaubte.

Ich hatte meinen Mann nie betrogen, ich hatte meine Pflicht getan bis zum Äußersten; nun war ich frei und niemand war da, dem ich Rechenschaft schuldig war.

Wäre mein Kind eine Tochter, vielleicht hätte ich dann doch andere Ansichten über Leben und Liebe gehabt; mein großer Sohn, den ich so selten sah, er störte nicht mein Empfinden.

Als ich Dich aber wieder sah, Werner, da stürzte mit einem Male gleich einem Kartenhaufe das künstliche Gebäude meiner Sophismen zusammen; anders, ganz anders erschien mir nun plötzlich das skrupellose Genießen meines Lebens.

„Höchste Bönne, heiligstes Glück“ war mir einst unsere Liebe, rein und wunderbar war die Erinnerung an jenen Frühlingsabend, da ich mich Dir gelobte — schön und heilig, wie die Frühlingsnächte sind.

Da ward es mir klar: die Liebe ist etwas Großes, Gewaltiges und Graufames zugleich, sie verlangt den ganzen, den reinen Menschen, um zur höchsten Schönheit, zum süßesten Mysterium zu werden.

Der schwerste Kampf meines Lebens tobte in mir, seit ich Dich wiedergesehen.

In heißer Sehnsucht strebte Dir mein ganzes Sein und Fühlen entgegen, ich wollte und konnte Dich nicht wieder verlieren.

In den einsamen Nächten, da wisperten sie sehnlichsvoll, all die Stimmen eines ungelebten Glücks, aber auch heiße, leidenschaftliche Liebesworte, denen ich mit entflammten Sinnen und kaltem Herzen einst gelauscht, sie schienen wieder zu erwachen und fiebernde Lippen kitzten mir wieder den Atem von dem brennenden Munde.

Ich kämpfte schwer und wäre doch vielleicht der Versuchung erlegen, mit einer Lüge meines Lebens die Deine zu werden. Aber dann kam jene Stunde auf dem alten Friedhof und die Ewigkeit schien mir über der Welt zu stehen mit heiligem, bedeutungsvollem Mahnen.

Da ward es mir klar: ich konnte Dir nicht folgen, es mußte ein Traum bleiben, was ich von Glück und Seligkeit erhofft.

Jedem Manne konnte ich ruhig mein Jawort und den Rest meines Lebens geben, aber Dir nicht.

Nein, Dir nicht, Werner, Dir, dem das erste reine Träumen und Sehnen einer kaum erblühten Mädchenseele, einer keuschen, ahnungslosen Liebe gegolten.

Dir, dem ich in seligem Zaudern am Herzen gelegen, damals an dem wonnevollen Frühlingsstage, da die Sonne so besonders rein und voll am blauen Himmel stand, da in Wald und Feld und Garten ein tiefes, seliges Blühen, ein leiser, wunderbarer Hauch wie heiliger Weihrauch in den Lüften war.

Nein, ich kann Dir nicht den Rest eines besetzten Lebens geben, eines Lebens, das sich Dir einst in heiliger Reinheit gelobt.

Vielleicht, wenn Du diese Zeilen gelesen, vielleicht empfindest Du dann ein Mitleid mit mir, das groß genug ist, mich trotz allem an Dein Herz nehmen zu wollen, mich dennoch zu Deinem Weibe zu machen.

Davor fliehe ich, denn ich darf nicht schwach werden.

„Höchste Bönne“ fänden wir auch heute wohl noch in unserer Vereinigung, doch niemals mehr „heiligstes Glück“. Ich rette mich vor mir selbst, vor dieser größten Versuchung meines Lebens in den Schutz meines Schwagers Albrecht. Er wirkt schon lange Jahre um mich, und die Pflicht in einer Ehe mit ihm soll mich schützen gegen mein Herz, daß ich nicht schwach werde in heißem Liebessehnen.

Warum mußten wir uns wiederfinden — zwei Menschen, die mit heißen Augen zueinander schreiten und dann wohl mit müdem Angesicht weiter gehen — zwei Seelen, die sich suchen in Sehnsucht, und zwischen denen doch Welten und Abgründe liegen, über die keine Brücke hinüberführt in alle Ewigkeit.

Lebewohl, verachte mich nicht zu sehr, sondern denke meiner zuweilen in Mitleid.“ (Schluß folgt.)

22 = Bunte Welt. = 22

Aus der Kriegszeit.

Die rote Rübe als Kriegsgemüse. Da heute jedes Gartengemüse, das zur Erleichterung der Ernährungsfrage beizutragen vermag, von besonderem Wert ist, muß es mit Dank aufgenommen werden, daß die Deutsche Landwirtschaftliche Presse in einem Beitrag von Ida Wegner mit einer Reihe guter Ratschläge auf die große Verwendbarkeit der bisher bei uns auffallend wenig beachteten roten Rübe als Kriegsvollgemüse hinweist. Die rote Rübe ist schon dadurch als Nährmittel wertvoll, daß sie einen hohen Nitragehalt hat und daher überall dort auszuweichen vermag, wo in der Ernährung die notwendige Menge Natrium fehlt. Außerordentlich vielartig ist die Verwendungsmöglichkeit dieses Gemüses, deren eine jüngst vom Kriegsernährungsamt selbst mitgeteilt wurde, daß nämlich die Blätter der roten Rübe sehr gut wie Spinat zubereitet werden können, dem sie dann auch im Aussehen gleichen, da die roten Blätter durch das Kochen grün werden. Eine vorzügliche Suppe erhält man, wenn man die roten Rübe zu gleichen Teilen mit Rhabarber oder auch Fencheln mischt. Da gerade jetzt die Zeit der roten Rüben ist, empfiehlt es sich, sie als festen Brei in Gläsern einzulagern, da man sie dann beliebig verwenden kann, so z. B. auch als Gemüsezutat. Bekannt ist der rote Rüben-Salat, der durch Mischung mit Sellerie an Wohlgeschmack gewinnt und einen Hinzusatz leichter entbehren kann als andere Salatgerichte. Zum Einmachen der roten Rüben empfiehlt die Deutsche Landwirtschaftliche Presse, die gewaschenen, gekochten und geschälten Rüben in Scheiben geschnitten in einen Steintopf mit in Streifen geschnittenem Meerrettich und einigen Senfkörnern schichtweise zu legen und mit zur Hälfte wasserverdünntem Essig zu übergießen. Die wichtigste und beste Verwendungsart der roten Rübe aber ist ihre Benützung zur Herstellung von Marmelade. Hierzu kann man sowohl die jungen Rüben wie auch Rübenmüsen verwenden. Die Mischung erfolgt am besten wieder mit Rhabarber und sauren Fencheln, wobei sehr vorteilhaft

ins Gewicht fällt, daß durch diesen Zusatz jede Hinzufügung von Zucker sich erübrigt. Man sieht, daß wir unter den heimischen Produkten noch viele Entdeckungen machen können und daß sich auch ohne Einfuhr fremder Produkte unserer Küche vielmehr Möglichkeiten bieten, als man im Frieden allgemein wußte oder glaubte.

Der Stahlhelm als — Mantelknopf. Nach wie vor wird die französische Damenmode durch den Krieg auf sehr sichtbare, aber nicht immer gerade geschmackvolle Weise beeinflusst. Besonders der Stahlhelm der französischen Poilus scheint es den Pariser Schneiderinnen und Puhmacherinnen angetan zu haben. Zuerst wurde seine Form zur Herstellung von Güten verwandt, jetzt prangt der Helm aber auch schon auf den Damenmänteln. Bei den neuesten Mänteln sind nämlich die Knöpfe mit peinlicher Genauigkeit als kleine Stahlhelme gearbeitet.

Wie Hadländer Kronprinzlicher Sekretär wurde. (Zu seinem 100. Geburtstag, 1. November.) Am 1. November vor 100 Jahren wurde in Birtsdorf bei Nachen Friedrich Wilhelm Hadländer, der bekannte Roman- und Lustspieldichter, geboren. 1841 ging Hadländer, der vormalige Handlungsgehilfe, nach Stuttgart und verdiente sich dort mit seinen „Bildern aus dem Soldatenleben im Frieden“ die ersten literarischen Sporen. Am württembergischen Hofe war Prinzessin Marie, eine Tochter aus der zweiten Ehe König Wilhelms mit der Großfürstin Katharina von Rußland, Hadländers besondere Gönnerin. Als Hadländer nach Stuttgart kam, war Kronprinz Karl gerade mündig geworden. Seinem ganzen Haus- und Rechnungswesen stand sein einziger Kammerdiener vor, die Kronprinzliche Apanage wurde von einem erprobten Beamten der Oberhofkasse verwaltet. Es fehlte an einem Sekretär, der den Briefwechsel des Kronprinzen zu besorgen und das jetzt immer umfangreicher werdende Rechnungswesen zu erledigen hätte, aber dem Prinzen auch bei Durchsicht der zahlreichen Zeitungen behilflich sein und ihn mit den Neuererscheinungen in Kunst und Literatur auf dem laufenden halten sollte. Für diesen wichtigen höfischen Posten, für den man sich eben anschickte, eine Wahl zu treffen, ließen zahlreiche Bewerbungen ein, darunter solche von jungen Leuten aus den besten adeligen Häusern. Auch Hadländer hatte, allerdings mehr im Scherz, von seinem Wunsche, die Stellung zu erhalten, zu dem ihm vertrauten Hoftheaterintendanten Moritz gesprochen. Der hatte wohl den Kopf geschüttelt, aber die Sache doch einen Jugendgepielen des Kronprinzen, Wilhelm Freiherrn von Wimpffen, einem lebenswürdigen Offizier, weiter erzählt. Wimpffen, der schon mehrfach gesellschaftlich mit Hadländer zusammengekommen war, empfand für die Angelegenheit lebhaftes Interesse und verbandte sich insgeheim beim Kronprinzen zugunsten Hadländers. Es war bekannt, daß Kronprinz Karl sich mit seinen vertrauesten Freunden hie und da bei kleinen, heimlichen Trinkgelagen vergnügte. Eines Tages nun wurde Hadländer im Auftrage des Kronprinzen eingeladen, sich am Abend nach 8 Uhr im einfachen Strahlenanzuge in einem Wirtshause zu Buffenhäusern einzufinden. Als er ankam, fand er die Gesellschaft, sechs junge Leute in fast gleichem Alter, schon in sehr angeregter Stimmung um einen einfachen Holztisch bei einer Bowle starken Punsch's sitzen. Er wurde herzlich willkommen geheißen und gab sich natürlich und unbefangen, wie es seine Art war. Das gefiel dem Kronprinzen. Der Prinz zog Hadländer in ein längeres Gespräch; er sagte unter anderem darüber, daß Fürsten keine wahren Freunde hätten, daß die Ständeunterschiede sich nie ganz verwischten. Und gerade ihn würde es wohl tun, wenn seine Freunde mit ihm umgehen würden, wie es unter guten Bekannten sein sollte, indem sie in ihm den Kronprinzen vergäßen. Hadländer konnte dem Kronprinzen nur aus vollem Herzen zustimmen. Er sah den Prinzen von nun an häufiger. Dieser erzählte Hadländer gern von seiner Reise in England und Schottland und sagte öfter über einen ihm beigegebenen Kavaller, einen Grafen mit sehr bekanntem Namen, gegen den er eine tiefe Mißstimmung nicht überwinden konnte. Wenn er dann von der bevorstehenden italienischen Reise sprach, konnte er leidenschaftlich ausrufen: „Ihn täglich um mich sehen zu müssen, wird mir alles Schöne verderben!“ Auf eine beschwichtigende Gegenrede Hadländers sagte der Prinz eines Tages zu diesem: „So werde ich ihn denn behalten, werde mich aber auf jene Reise nur dann wirklich freuen können, wenn auch Sie mich, und zwar als Sekretär, begleiten.“ Hadländer war

ob dieser unerwarteten Wendung sehr überrascht, aber der Kronprinz fuhr fort: „Ja, Hadländer, ich bin überzeugt, daß Sie mir gute, treue Dienste leisten, mir anhänglich sein, essen und ehrlich mit mir reden werden, wie Sie es bisher getan haben.“ Und er ruhte nicht, bis Hadländer ihm in die Hand versprach, den Posten anzunehmen. Es hat damals viel Löses Blut gegeben, als in weiteren Kreisen Stuttgarts die Absicht des Kronprinzen bekannt wurde, „einem jungen Menschen von unbekannter Herkunft, einem Literaten, einem Ausländer“ diesen wichtigen Posten, der ihn in unmittelbare Berührung mit dem Thronerben brachte, anzuvertrauen, aber alle Anfeindung prallte ab an der Festigkeit des Königs und dem bestimmt ausgesprochenen Willen des Kronprinzen. Hadländer wurde gemäß königlicher Bestallung im Herbst 1843 endgültig Sekretär des Kronprinzen Karl, den er auf seinen Reisen nach Italien, Sizilien, Norddeutschland, Belgien und Rußland begleitete, während er sich in der freien Zeit fleißig seinen literarischen Arbeiten widmete. Drei Jahre später vermählte sich der Kronprinz, am 23. September 1846, mit der Kronprinzlichen Paar feierlich in Stuttgart ein. Hadländer blieb auf seinem Posten, bis allerlei Verleumdungen ihm den Boden entzogen. Er fiel in Ungnade und wurde zu Beginn des Jahres 1849 mit lebenslänglicher Pension in Höhe des von ihm bezogenen Gehaltes seines Amtes entlassen.

Der heilige Hubert. (Zum 3. November.) Der 3. November ist für alle Jäger ein großer Tag, sie feiern an ihm das Gedächtnis des Schutzpatrons ihrer edlen Kunst, des heiligen Hubert. Merkwürdigerweise aber reden die deutschen Jäger gewöhnlich von Sankt Hubertus, während die französischen Jäger immer nur von Saint Hubert sprechen. Hubert ist die deutsche Form des Namens. Der Name des Schutzpatrons der Jäger bietet, so schreibt uns ein Mitarbeiter, ein hübsches Schulbeispiel dafür, wie sehr viele altheimische Namen auf andere gekommen sind. Der Vater des Heiligen hieß Bertrand, seine Mutter Hugberne, er erhielt also einen Namen, der aus Bestandteilen des Mutternamens und des Vaternamens gebildet wurde. Als der wilde Jäger Hubert sich zu einem frommen Manne gewandelt hatte, nannte er sich freilich nach dem Brauche der damaligen Zeit Hubertus, das hat aber die Franzosen nicht abgehalten, den Namen stets in der ursprünglichen deutschen Form Hubert zu gebrauchen. Wir hätten daher erst recht alle Veranlassung, den Namen deutsch „Hubert“ zu schreiben und zu sprechen und nicht die latinisierte Form des Namens Hubertus anzuwenden. In Frankreich gibt es eine Reihe von Ortsnamen Saint Hubert; einer dieser Orte Saint Hubert in den Argonnen ist ja durch die Kämpfe und heißen Kämpfe, die sich in seiner Umgebung wiederholt zwischen unseren tapferen Truppen und denen unserer westlichen Feinde entsponnen haben, besonders bekannt und berühmt geworden. Bei uns in Deutschland aber sind die Namen Hubertus und Hubertusdorf besonders bekannt. Es wird etwas schwer halten, das lateinische us aus diesen beiden Ortsnamen zu entfernen, in anderen Zusammenhängen aber sollte man unbedingt nur die deutsche Form des Namens gebrauchen. Man würde dann vor den „Jüngern des heiligen Hubert“ statt von den „Jüngern Sankt Huberti“ sprechen, von „Hubertjagden“ statt „Hubertusjagden“, von „Hubertorden“ statt „Hubertusorden“ usw. Sicherlich aber sollte man die Form Hubertus bei der Verwendung als männlicher Rufname vermeiden, und erfreulicherweise gibt man ja auch in der Regel hier schon längst der deutschen Form Hubert den Vorzug. Die heiligen Flämmländer, die den Heiligen Sint Guibrecht nennen, die also seinen Namen ebenfalls nicht latinisiert haben, widmen ihm als ihrem Landesmanne — er ist im Jahre 727 als Bischof von Lüttich gestorben — eine besondere Verehrung. Man pflegt bei ihnen an diesem Tage besondere Brötchen zu backen, die Sint Guibrechtsbroodje genannt werden und die zu Ehren des Heiligen mit einem Jagdhorn verziert sind. Sie sind schwarz, und man läßt sie in der Kirche weihen, um sie dann zum Teil selbst zu essen. Ein Teil davon wird aber den Hausvatern, besonders den Kindern und Knechten, verabreicht. Der Genuß dieser Brötchen wird als ein wirksames Mittel gegen den Biß toller Hunde, wie überhaupt gegen die Tollwut betrachtet. Auf den vielen Abbildungen, die die Verehrung des Heiligen darstellen, wird dieser immer in Begleitung eines oder mehrerer Hunde dargestellt. Dies hat dazu geführt, daß der Schutzpatron der Jäger gleichzeitig zum Patron gegen die Hundswut erkoren wurde.



Neues vom Büchermarkt.



Kriegsgebichte, Novellen usw.

„Nach' dei' Sach' guat!“ Kriegs-Anekdoten von Fritz Müller. Mit Federzeichnungen von Heinrich Kieh. (Verlag Die Lese, Stuttgart.) Süßliche kleine Arbeiten, oft ein wenig sprunghaft, abgehackt, für einen Tag geschrieben; aber dennoch immer interessant, immer ganz Fritz Müller, der sich so gut liebt, weil er zu den wenigen gehört, die Stimmung geben, und weil er uns mit wenig Worten dem Alltag entteicht und dorthin führt, wo er uns haben will, sei es nun oben zu den spitzführenden Marschbewohnern, sei es in den Schützengräben, sei es in das Vahnabteil zu dem spleenigen Rumänen, der sich einbildet mit einer kleinen Bleifugel Anfang und Ende des Weltkrieges in der Hand zu halten. Nur wenn er mit der Grammatik gar zu leichtfertig umgeht und z. B. schreibt: „sein einer Amelknopf“, dann sind wir doch nicht ganz mit Fritz Müller zufrieden. C. S.

„Die Seeschlacht vor dem Stageraal“ von Admiral Ros. (Verlag von B. u. P. Schmidt, Berlin.) Von der denkwürdigen Seeschlacht, die zum ersten Male den Aufbruch Englands Unbesiegbarkeit zur See erschütterte, gibt Admiral Ros. in dem stattlichen 800 auf Grund des bisher vorliegenden Materials ein anschauliches Bild. Für den Laien noch besonders wertvoll ist die Einleitung, die über die Schiffe und ihre Kampfmittel und über die Grundlagen eines Kampfes zur See aufklärende Erläuterung bringt und so wesentlich zum Verständnis der Vorgänge während der Schlacht beiträgt. Reich ausgestattet ist der Bilderteil, der die Bilder der Lehrer und Führer unserer Flotte, der Schlachtleiter und ihrer Stäbe enthält, weiter vorzügliche Wiedergaben der während des Kampfes gesunkenen Schiffe und viele andere Bilder zur Veranschaulichung des Kampfes selbst. Das Buch ist ein würdiges Erinnerungsblatt an die erste große Schlacht unserer jungen Flotte.

„Der Kampf um die Ostsee“ (1544–1621) von Prof. Nam Szellagowski. Mit einem Vorwort von Geh. Hofrat Professor Dr. E. Günther. (Berlin SW. 68, Neue Deutsche Bucherei, Verlagsgesellschaft m. b. H.) Der große Krieg der Gegenwart rückt die beiden Europa im Süden und Norden bespülenden Binnenmeere in ein neues Licht. Es spielt speziell die Ostsee eine beachtenswerte Rolle in unserem Kampfe mit Rußland. Schon in den vergangenen Jahrhunderten war ihr eine solche Rolle vielfach zugefallen, und es muß deshalb unser volles Interesse auf sich ziehen, die politischen und wirtschaftsgeographischen Beziehungen des Baltischen Meeres an der Hand der Geschichte näher kennen zu lernen. Dieses Thema behandelt die vorliegende Schrift, die die Geschichte der auf dem begrenzten Kampffeld sich berührenden Völker von den ältesten Zeiten bis zu dem einflussreichen entscheidenden Augenblicke kennzeichnet. Die Schrift ist von wirtschaftsgeographischem und historischem Interesse.

„Die Ostseeprovinzen Est-, Liv-, Kurland.“ Ihre Vergangenheit, Kultur und politische Bedeutung. Von A. v. Wolffen. 158. Flugchrift des Dürerbundes. (Verlag von Georg D. W. Callweh, München.) Die Schrift gibt ein Bild der deutschen Kulturleistungen in den Ostseeprovinzen und der Jahrhunderte langen, schweren Kämpfe, die dort von Deutschen für ihre Art und ihre Kultur ausgefochten wurden. Der Verfasser, ein baltischer Gelehrter, schildert zunächst das Entstehen und Vergehen des alten livländischen Ordensstaates, dann die Sorgen, die die Deutschen unter der polnischen und schwedischen Schuttherrschaft und Unterdrückung auszuhalten hatten. Eingehend wird die deutsche Kulturarbeit unter russischer Zepher beschrieben, besonders die der spannungreichen letzten Jahrzehnte. Die letzten Abschnitte sind den durch den Krieg geschaffenen Problemen gewidmet, die von gleicher Wichtigkeit für Kultur, Wirtschaft und Politik sind. Der Verfasser kennzeichnet die baltische Frage als eine weltpolitische. Er erhofft eine befriedigende Lösung nur vom Erfolg der deutschen Waffen und der deutschen Diplomatie.

Romane, Novellen usw.

„Nachdem das „Hausbuch der deutschen Lyrik“ und das „fröhliche Buch“, von Avenarius gesammelt, in einer Taschenausgabe erschienen und sich guten Erfolges erfreut haben, folgt ihnen nun in demselben Verlage (Kunstwart-Verlag Georg Callweh, München) und in derselben geschmackvollen Ausstattung eine Taschenausgabe des „Walladen-Buches“. Sie ist der großen Kunstwart-Ausgabe gegenüber um die drei letzten Abschnitte gekürzt und muß sich auch ohne die illustrierenden Bildertafeln behelfen, hat aber dafür den Vorzug der größeren Handlichkeit. M. Ch.

„Der rote Teufel.“ Roman von Maria Janitschek. (Verlag von B. G. Fischer Nachf., Leipzig.) Der Roman spielt in England, und der zweite Sohn Wilhelm des Grobreviers, der rote Teufel, Rufus genannt, ist der Held der Geschichte, dem das Herz — nein, die Gedanken — der Gemahl des Grafen Troar zufliegen. Graf Troar ist alt-

lich und häßlich, Wilhelm ist jung und schön, und die liebliche Gräfin, ein dunkeläugiges schlankes Sarazenenkind, weicht dem Jungen, dem Königssohn, eine reine Liebe, die schützen, veredeln, retten will, wo nichts mehr zu retten ist. Rufus kann nicht mehr heraus aus dieser Netze von Rastern und Vergewaltigungen, die sein Leben vergiftet hat, er fällt von Mörderhand und Gräfin Troar wendet sich dem Gatten wieder zu, um an seinem treuen Herzen zu gefunden. Maria Janitschek erzählt gut, auch wenn ihr die große hinreißende Veredlung unserer Allergroßten fehlt. C. S.

„Shakespeares Werke.“ Übersetzt von Schlegel und Tied. Herausgegeben nach dem englischen Text revidiert, mit Biographie und Einleitungen versehen, von Professor Dr. Wolfgang Keller. 15 Teile in 5 Bänden. Eine neue, vollständige Shakespeares-Ausgabe erschien in „Dong's Goldener Klassiker-Bibliothek“. Mitten in dem gewaltigsten Krieg, der je über die Erde tobte, ist sie entstanden, diese von edelstem Geistesgeist befeuerte große Gesamtausgabe des britischen Dichters! Wenn je etwas von der Höhe deutscher Kultur wider die Anklagen und Schmähungen unserer Feinde einst vor aller Welt wird zeugen müssen, sind es Lattachen, wie die Schöpfung dieser Ausgabe. Sie ist trotz aller Volkstümlichkeit eine streng wissenschaftlich, kritisch ernst zu nehmende. Vielleicht am dankenswertesten ist die Beigabe der kaum bekannten beiden Epen Shakespeares „Venus und Adonis“, „Lukretia“, sowie der Sonette, wohl das Persönlichste, was der Dichter uns hinterlassen hat. Jedenfalls hat „Dong's Goldene Klassiker-Bibliothek“ uns mit diesem Werke etwas besonders Wertvolles beschert, wie überhaupt bei diesem Verlagshaus gar nichts anderes geschieht.

Bildende Kunst.

„Deutsches Land und deutsche Art“ von Hans Thoma. (Buch- und Kunsterlag Breitkopf u. Härtel in Leipzig.) Wenn eine Sammlung von Arbeiten eines Malers den Namen „Deutsches Land und deutsche Art“ verdient, so sind es die weitbekannten Steinbrücke von Hans Thoma, der es wie Wenige versteht, seine Heimat in Land und Leuten zu schildern. Unter den 24 sehr gut ausgewählten Kunstblättern in Zweifarben-Druck, die von Breitkopf u. Härtel äußerst geschmackvoll in Buchform herausgegeben worden sind, fallen einige besonders vorteilhaft auf: Das einleitende Selbstporträt des Künstlers, der durchsichtige Kopf des Bergarbeiters und die Landschaftsbilder, deren prächtige Motive des Malers engere Heimat so überreich bietet. Das einfache Idyll des „Schwarzwalderhauses“, das feine Bett eines „Schwarzwaldbäders“, der auflebende „Frühling am Main“, die schattige „Kastanienlandschaft im Taunus“, ein sumptiges Stück „Mainufer“ und der düstere „Weiber“, das alles ist in Kunstsprache überfachte Natur. C. I.

Über die Begründung eines neuen eigenartigen Kunstmuseums in Aachen berichtet ein eben erschienener illustrierter Katalog, den der Verlag von Kurt Wolff, Leipzig, herausgebracht hat. Ein junger, kunstförmiger Grobdruckverleger, Erich Küpper, hat die gesamten Werke Bernhard Döeigers erworben, wird diese demnächst in einem eigenen musealen Anbau an seinem Aachener Privathause zur Ausstellung bringen und dem Publikum zugänglich machen. Dieser Entschluss sollte besonders gewürdigt werden, denn es wird das erste rein plastische Museum sein, das in Deutschland entsteht. Bernh. Döeiger, der bekannte Führer der expressionistischen Richtung, der seinem Ruhm hauptsächlich durch die plastische Ausgestaltung des Platanenbaines auf der Mathildenhöhe in Darmstadt begründet hat, gehört auch mit anderen Arbeiten zu den besten lebenden Bildhauern Deutschlands. Der geschmackvolle Katalog seiner Werke, die in dem obigen Museum aufgestellt werden, enthält außer zahlreichen Abbildungen noch ein Vorwort des neuen Generaldirektors der Kölner Museen, Georg Biermann, und eine viel weniger gelungene Einleitung von Kasimir Edschmid, über dessen manchmal sehr gewagte Behauptungen über die Ziele der Kunst sich viel freiten ließe. C. I.

Politik.

„Der Wirtschaftskampf um Südamerika“ von Otto Kaddorf. (Dietrich Reimer (Ernst Vohsen), Berlin.) Prof. ing. Kaddorf, der zurzeit an der Universität in Montevideo (Uruguay) tätig ist, schildert aus eigener Auffassung die handelspolitischen Verhältnisse Südamerikas. Er schildert uns aber auch den schweren Stand der Auslandsdeutschen, die sich nicht nur gegen die Vorliebe des Südamerikaners für Frankreich, das struppellose Vordringen der Nordamerikaner und den durch Investition großer englischer Kapitalien mächtig gestützten englischen Kaufmann zu wehren haben, sondern leider auch durch die Teilnahmslosigkeit der Inlandsdeutschen oft genug in schwere Not geraten. Politikern und Exportkaufleuten kann das Buch gleichermaßen empfohlen werden. Dr. G. Sch.